



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Hosäus, W.: Ein Jugendfreund Goethes : Ernst Wolfgang Behrisch  
(1738-1809).

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ein Jugendfreund Goethes.

Ernst Wolfgang Behrisch (1738—1809).

Von W. Hofäus.



Seit der Veröffentlichung der trefflichen Arbeit R. Elzes über die Gebrüder Behrisch (in Prutz' Deutschem Museum 1857. I, 51 ff.; 1861. II, 913 ff.; wieder abgedruckt in R. Elzes Vermischten Blättern, Rötten, 1875. S. 26 ff.) ist über den einen derselben, Ernst Wolfgang Behrisch, so viel neues Material aufgefunden worden, daß der Versuch einer neuen Darstellung des Lebens dieses bekannten Goethe-Freundes nicht unberechtigt erscheinen wird. Wird auch das Bild, das uns Elze in seinem Aufsätze gegeben, im ganzen durch das neugefundne Material nicht wesentlich geändert, so wird es doch im einzelnen berichtigt, begründet, erweitert. Der Versuch einer Neubearbeitung dürfte aber um so berechtigter sein, als das neugefundne Material E. W. Behrisch besonders nach seiner poetischen und kritischen Seite näher kennzeichnet und uns dadurch in den Stand setzt, seine Bedeutung für Goethe während dessen Leipziger Zeit entsprechender zu würdigen. Ruht doch das Interesse, das wir Behrisch entgegenbringen, wesentlich auf den Beziehungen desselben zu Goethe.

Ernst Wolfgang Behrisch wurde im Frühjahr 1738 wahrscheinlich zu Naunhof, einem Rittergute seines Vaters, unweit Dresden geboren. Sein Vater war der kursächsische Hofrath Wolfgang Albrecht Behrisch, seine Mutter Salome Charitas Behrisch, geb. Lösche.\*) Ernst Wolfgang war von drei Söhnen der älteste. Der zweite, Christ(ian?) Georg Wolfgang, war Doctor der Medizin und kursächs. Bergrath und lebte zeitweise in Rom;\*\*) der dritte, Heinrich Wolfgang, ist von Elze in dem oben erwähnten Aufsätze mit hinreichender Ausführlichkeit behandelt worden.\*\*\*) Daß die drei Brüder gleich dem Vater den Namen

\*) Diese Angaben beruhen auf dem Kirchenbuche der St. Johanniskirche zu Dessau, wo E. W. Behrischs Tod unter dem 21. October 1809 eingetragen ist.

\*\*) Meusel, Gel. Teutschl. 4. Ausg. I, 100 führt zwei medicinische Abhandlungen von ihm auf, welche 1765 und 1767 erschienen. Der jüngste Bruder sagt in einer auf der herzogl. Bibliothek zu Dessau befindlichen Selbstbiographie von ihm, daß er zu Dresden nicht medicinam, sondern artem fruendi practicirte und viel Geld verbraucht habe.

\*\*\*) H. W. Behrisch war im Jahre 1744 zu Naunhof geboren, wurde, wie seine Brüder, von Hauslehrern unterrichtet, bezog 1760 die Universität Leipzig, wo er Rechtswissenschaft studirte und nebenbei Gellert und Crusius hörte, machte 1766 in Wittenberg sein Examen als notarius publicus caesareus, übernahm sodann 1768 (nach des Vaters Tode) die Güter Adelsdorf

Wolfgang führten und darin mit Goethe zusammentrafen, sei nur beiläufig bemerkt; beim ältesten war dieser Name jedoch zugleich Rufname, weshalb er denn auch im folgenden bisweilen einfach Wolfgang genannt werden möge.

Wolfgang wurde anfangs allein, später gemeinsam mit seinen Brüdern von Hauslehrern erzogen und unterrichtet. Ueber die häuslichen Verhältnisse, in denen er aufwuchs, berichtet die Selbstbiographie seines Bruders Heinrich: „Mein Vater pflegte gern verfallne Güter zu kaufen, weil sie entweder sub hasta oder aus Noth wohlfeil gegeben wurden, und wenn er sie dann gut angebauet und wieder aufgebracht hatte, nach 10 oder 12jähriger Verbesserung mit großem Vorteil wieder zu verkaufen. Mit drei Gütern war es ihm gelungen: beym vierten (Abelsdorf und Niegerroda bei Pirna) hinderten die Verwüstungen des siebenjährigen Kriegs und sein Podagra die Ausführung eines Plans, der wie alle Pläne Glück und Zeit erforderte. Er, der so sehr Veränderung liebte und so viel Nutzen dabey gefunden hatte, dachte beym Erziehungswesen eben den Vorteil daraus zu ziehen, demittirte und rekrutirte Hofmeisters bey dem geringsten Anlaß; dennoch war einer, der einige Jahre aushielt und ihm allein hab' ich Ordnungsliebe, Fleiß, Kalligraphie, Sprachen und Denkungsvermögen zu danken. Er hieß Bölkner und starb als einer der würdigsten Geistlichen zu Strießen, nachdem er auch mich zu seinem Lehrer Dr. Crusius in Leipzig auf die Universität gebracht hatte. . . . Es war in meines Vaters Edukationsanstalt Sitte, daß bey allen Geburtstagen in Gegenwart einer Menge Gäste von uns Kindern in verschiedenen Sprachen Reden gehalten werden mußten, um, sagte mein Vater, das Gedächtnis zu üben, Anstand und Freymüthigkeit zu erlangen und zu zeigen, daß seire tuum nihil est etc. Die Herrn Hofmeister mußten komponiren, wir mundiren und memoriren. Am Exekutionstage saßen wir zum Autoda-Jé bestimmten zwei Stunden bey Tafel auf der Folter, in banger Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, bis der mit brennenden Wachslichtern (und zwar mit so vielen als der Geburtstägler Jahre zählte) besteckte Kuchen in den Tafelsaal getragen ward; dies war das Zeichen zur Revolution: der Älteste von uns stand auf

---

und Niegerroda, gab 1773 die Administration dieser Güter wieder auf und führte von nun an ein unstätes Leben, bis er innerlich und äußerlich verkommen im 85. Lebensjahre 1825 zu Dessau starb. Er war ein begabter Mensch, der mit der größten Leichtigkeit arbeitete; seine Schriften (vgl. Meusel a. a. D.) sind kaum zu zählen. Er kann, bemerkt Elze, als Vertreter einer ganzen Literatenklasse des 18. Jahrhunderts angesehen werden, nämlich jener genialliederlichen, weltmännischen Literaten, die mit ihrer leichtfertigen französischen Bildung und Lebensweise den geraden Gegensatz zu den stubensitzenden, phylisterhaften Magistern bildeten. Die erwähnte Selbstbiographie Heinrich Wolfgangs wird in Ermanglung andrer Quellen einige Male im nachstehenden Aufsätze citirt werden, wiewohl sie wegen des Charakter ihres Autors keine unverdächtige Quelle ist.

und pro rostris: griechisch, lateinisch, französisch ward hier zum höchsten Genuß der Damen dispensirt und während dem, daß der Älteste absolvirte, zitterten die Nachstehenden — „daß Libanon bebt' und Hermon erzittert'!“ Die Anwesenden populirten den guten Rheinwein aus goldenen oder vergoldeten Bechern; denn daran war wie an andern Humpen im großen Büffet kein Mangel. Ueberhaupt herrschte in Raunhof viel Ritterfitt; die Knappen mußten hügel- und schußfest, das beste Roß bey Gewittern immer gesattelt, das Gewehr allzeit geladen seyn; wir übten uns mit Armbrüsten meistens alle Sonntage: die Hauptglocke ward bey Mittags- und Abendtafel angezogen. Die Eingänge waren mit spanischen Reutern und großen mit Eisen beschlagenen Thorwegen versehen und vier mächtige Molosse bewachten die äußern und innern Eingänge. Ueber dem Portal des Schlosses stunden die Horazianischen Worte mit goldenen Buchstaben: *Linquenda tellus et domus etc.*, eine prophetische Moral, die an mir pünktlich mein ganzes Leben hindurch eintraf und auch meines Vaters Symbol war . . . Nichts that eine so kräftige Wirkung auf meinen Vater als eine Horazianische Ode, und Horaz war daher für mich der Elektrophor wider alle Wetter der Trübsal; Parade-, Zug-, Streit-, Acker- und Steckenpferd. Wer mit dieser Egide bewafnet war, glich dem unverwundbaren Achill, und wer den Horaz verstand, von dem präsumirte mein Vater, daß er alles verstünde . . .“ Eines Tages sagte der Vater zum Hofmeister: „Herr Magister, Sie müssen die Jungen nicht so viel herumhauzen lassen und sie besser in Disciplin halten. Des Tages eine Stunde, das ist genug. Ueberhaupt scharf halten, scharf: die Karwatsche muß nie aus Ihren Händen kommen: die Jungen haben zu viel Freiheit. Der Wolf hat immer was mit den andern vor. Ich habe so zugehört: er bildet sich ein, Kammerherr zu sein, weil er die Manschetten doppelt trägt und da machts ihm der Heinrich gleich nach. Solche Fragen spielen immer Komödien und können den Donat noch nicht recht. Wie heißt duntaxat a verbo, Heinrich?“ Heinrich erwiedert: „*Mon cher père, duntaxare* gehört in die erste Conjugation.“ „Ja duntaxnarre! fährt der Vater aufgebracht fort, dacht ichs doch, daß der Narr so antworten würde. Da schreib den Anschlag ab. Daß er auf den Abend fertig ist, sonst heißt's *carere!*“ und dabei schlägt der Vater dem Sohne den Anschlag des Gutes Raunhof um die Ohren, indem er noch weiter vor sich hinbrummt: „So ein Flegel von Junge, weiß nicht, was duntaxat ist und ist schon sechs Jahre alt“ . . . Der ältere Bruder hatte nach Heinrichs Aufzeichnungen nicht nur durch seine Jahre, sondern auch durch die leichtere Mitwissenschaft um die ausgelassenen Streiche der andern ein Uebergewicht über sie, und so gewöhnte sich Wolfgang schon im väterlichen Hause eine Art Führerschaft an, in der sich — nach des Bruders Auffassung — nicht selten ein rücksichtsloser Egoismus geltend machte.

Unter solchen Verhältnissen war Wolfgang herangewachsen und hatte später die Universität Leipzig besucht. Aus dem Zerstreuten seiner Jugendbildung und dem Eigenthümlichen seines Wesens, wie es sich nachher zeigt, darf man schließen, daß er dort kein eigentliches Fachstudium mit Ernst betrieben, sondern sich mehr allgemein literarischen und ästhetischen Liebhabereien überlassen haben wird. Damit mag es auch zusammenhängen, daß er, nachdem er die Universität absolviert hatte, nicht in eine öffentliche Thätigkeit trat, sondern eine Privatstellung übernahm. Eine Rückkehr ins väterliche Haus mag ihm bei den dort herrschenden Verhältnissen ganz unmöglich erschienen sein. So finden wir ihn zu der Zeit, wo sich Heinrich in Leipzig aufhält, ebenfalls wieder in Leipzig und zwar als Hofmeister eines jungen Grafen Lindenau.

Heinrich schreibt über jene Zeit: „Sechs Jahre 1760—1766 verfloßen mir selbst überlassen in planlosem Studirenhelfen mit öftern Reisen . . . Meine Collegia waren geschäftiger Müßiggang, meine Promenaden Eitelkeit und meine Leserei zwecklose Zerstreung. Jura hatte ich studirt und Testimonia erlangt: Menschenkenntniß und Praxis fehlten mir gänzlich. Die Laboratoria bei dem sel. Gellert nutzten mir am meisten. Es war uns Zuhörern erlaubt, unsre Briefe, Poesien und Aufsätze auf sein Katheder zu legen: er las sie in der nächsten Stunde ohne die Verfasser zu nennen und bemerkte, was die Stylistik betraf. Besondre Vorliebe hatte der gute Mann für Frauenzimmerbriefe und Alles, was den leichten Schwung jugendlicher Lebhaftigkeit und Ungezwungenheit hatte, war ihm unnachahmliches Original . . . Er hat eine besondere Vorliebe für meinen Bruder Nr. 1“ — eben unsern Wolfgang, von dem Heinrich einige Zeilen vorher schreibt: „Einer meiner Brüder kam von Dresden und brachte alle Hofmoden mit nach Leipzig. Er sprach von nichts als Etikette und Mode. Ich fing gleich einer Wasserfläche das darinnen abgepiegelte Bild auf.“

Die Stellung im Lindenau'schen Hause, welche Wolfgang nach Leipzig führte, bot ihm neben einem guten Einkommen auch sonst mancherlei Annehmlichkeit. Er hatte sie durch Gellert erhalten. Der junge Graf wohnte mit seinem Hofmeister im Apelschen Hause, in dem auch Heinrich mit einem andern jungen Manne ein gemeinschaftliches Zimmer inne hatte. In diesem Hause verkehrte nun auch Goethe mit seinen Freunden, und so kam es, daß sich mit der Zeit zwischen Wolfgang und dem Goethischen Kreise eine gegenseitige Zuneigung entwickelte.

Goethe selbst schreibt darüber in „Dichtung und Wahrheit“: „Wie mich nun die Einwohner von Leipzig um das angenehme Gefühl brachten, einen großen Mann (Friedrich II.) zu verehren, so verminderte ein neuer Freund, den ich zu der Zeit gewann, gar sehr die Achtung, welche ich für meine gegenwärtigen Mit-

bürger hegte. Dieser Freund war einer der wunderbarlichsten Käuze, die es auf der Welt geben kann. Er hieß Behriſch und befand ſich als Hofmeiſter bei dem jungen Grafen Lindenau.“ Er berichtet dann weiter von ſeinem Auſſern: Sager, wohlgebaut, weit in den Dreißigen\*), eine ſehr große Naſe, überhaupt markirte Züge; eine Haartour, die man wohl eine Perücke hätte nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete ſich ſehr nett und ging nie aus, als den Degen an der Seite und den Hut unterm Arm. Er war einer von den Menſchen, die eine ganz beſondere Gabe haben, die Zeit zu verderben, oder vielmehr, die aus nichts etwas zu machen wiſſen, um ſie zu vertreiben. Was er that, that er mit Langſamkeit und einem gewiſſen Anſtand, den man affectirt hätte nennen können, hätte nicht etwas Affectirtes ſchon in ſeiner Natur gelegen. Er ähnelte einem alten Franzoſen, auch ſprach und ſchrieb er ſehr gut und leicht franzöſiſch. Seine größte Luſt war, ſich ernſthaft mit poſſenhaften Dingen zu beſchäftigen und irgend einen albernen Einfall bis ins Unendliche zu verfolgen. So trug er ſich beſtändig grau und weil die verſchiednen Theile ſeines Anzuges von verſchiednen Zeugen und alſo auch Schattirungen waren, ſo konnte er Tage lang darauf ſinnen, wie er ſich noch ein Grau mehr auf den Leib ſchaffen wollte, und war glücklich, wenn ihm das gelang und er ſeine Freunde, die es für unmöglich gehalten, beſchämen konnte. Er hielt denſelben dann wohl lange Strafpredigten über ihren Mangel an Erfindungskraft und ihren Unglauben an ſeine Talente.

„Mir war er ſehr gewogen — fährt Goethe fort —, und ich, der ich immer gewohnt und geneigt war, mit ältern Perſonen umzugehen, attachirte mich bald an ihn. Mein Umgang diente auch ihm zur beſondern Unterhaltung, indem er Vergnügen daran fand, meine Unruhe und Ungeduld zu zähmen, womit ich ihm dagegen auch genug zu ſchaffen machte. In der Dichtkunſt hatte er dasjenige, was man Geſchmack nannte, ein gewiſſes allgemeines Urtheil über das Gute und Schlechte, das Mittelmäßige und Zuläſſige; doch war ſein Urtheil mehr tadelnd, und er zerſtörte noch den wenigen Glauben, den ich an gleichzeitige Schriftſteller bei mir hegte, durch liebloſe Anmerkungen, die er über die Schriften und Gedichte dieſes oder jenes mit Wiß und Laune vorzubringen wußte. Meine eignen Sachen nahm er mit Nachſicht auf und ließ mich gewähren, nur unter der Bedingung, daß ich nichts ſollte drucken laſſen. Er verſprach mir dagegen, daß er diejenigen Stücke, die er für gut hielt, ſelbſt abſchreiben und in einem ſchönen Bande mir verehren wolle.“

\*) Goethe wird hier von ſeinem Gedächtniß irre geführt; Behriſch (geb. 1738) war damals 29 Jahre alt, mag aber allerdings älter ausgeſehen haben.

Dies Versprechen nahm Behriſch völlig ernst, ein Beweis seiner Neigung zu Goethe und seiner Schätzung der Goethischen Poesie, selbst in ihren Anfängen. Aber indem er an die Ausführung seiner Zusage ging, zeigte sich wieder sein ganzes umständliches, wählerisches Wesen. Wochen vergingen, ehe er das entsprechende Papier fand, mit sich über das Format einig wurde, die Breite des Bands und die Form der Schrift feststellte, die Rabenfedern herbeischaffte und die Tuschse eintrieb. Ging er dann ans Schreiben, so erfüllte ihn wieder die umständlichste Genauigkeit, bis er endlich nach und nach „ein allerliebste Manuscript“ zusammenbrachte. „Die Titel der Gedichte waren Fractur, die Verse selbst von einer stehenden sächsischen Handschrift, an dem Ende eines jeden Gedichts eine analoge Bignette, die er entweder irgendwo ausgewählt oder auch wohl selbst erfunden hatte, wobei er die Schraffuren der Holzschnitte und Druckerstöcke, die man bei solcher Gelegenheit braucht, gar zierlich nachzuahmen wußte.“ Kam Goethe dazu, wenn er arbeitete, so rühmte er ihm in komisch-pathetischer Weise das Glück, sich in so vortrefflicher Handschrift, die weit über alle Leistungen der Druckerpresse hinausgehe, verewigt zu sehen. Bei solchen Gelegenheiten sprach er dann überhaupt mit Verachtung von der Buchdruckerei, machte den Setzer nach, spottete über dessen Geberde, über das eilige Hin- und Hergreifen und leitete aus diesem Manöver alles Unglück der Literatur her. Dagegen erhob er den Anstand und die edle Stellung eines Schreibenden, setzte sich dann, sie dem Freunde zu zeigen, wobei er freilich wieder schalt, daß sich niemand nach seinem Vorbilde am Schreibtisch betrüge. Zuletzt kam er immer noch einmal auf den Contrast mit dem Setzer zurück, kehrte einen angefangnen Brief das oberste zu unterst und zeigte, wie unanständig es sei, etwa von unten nach oben, oder von der Rechten zur Linken zu schreiben und was der Dinge mehr waren, womit man ganze Bände anfüllen könnte.

Von der Rückwirkung dieses Abschreibens auf seine eigne dichterische Production bemerkt Goethe: „Die Richtung meines Dichtens, das ich nur um desto eifriger trieb, als die Abschrift schöner und sorgfältiger vorrückte, neigte sich nummehr gänzlich zum Natürlichen, zum Wahren; und wenn die Gegenstände auch nicht immer bedeutend sein konnten, so suchte ich sie doch immer rein und scharf auszudrücken, umsomehr, als mein Freund mir öfters zu bedenken gab, was das heißen wolle, einen Vers mit der Rabenfeder und Tuschse auf holländisch Papier schreiben, was dazu für Zeit, Talent und Anstrengung gehöre, die man an nichts Leeres und Ueberflüssiges verschwenden dürfe. Dabei pflegte er gewöhnlich ein fertiges Heft aufzuschlagen und umständlich auseinanderzusetzen, was an dieser oder jener Stelle nicht stehen dürfe, und uns glücklich zu preisen, daß es wirklich nicht dastehe.“

Mit solchen und andern „unschädlichen Thorheiten“ vergeudete Goethe, wie er sich selbst ausdrückt, bei Behrisch manche werthvolle Stunde. Oft lagen beide lange im Fenster, während sich Behrisch, der den Leipziguern gar nicht zugethan war, über alle Vorübergehenden lustig machte, dabei auch genau und umständlich angab, wie sie sich eigentlich zu kleiden hätten, wie sie gehen und sich betragen müßten, um als ordentliche Leute zu erscheinen. Seine Vorschläge liefen dann meist auf etwas Abgeschmacktes hinaus, so daß die Hörer nicht sowohl über die Leute auf der Straße, als über Behrischs Ideen lachten. „In allen solchen Dingen ging er ganz unbarmherzig zu Werk, ohne daß er nur im mindesten boshaft gewesen wäre.“ Dann ärgerten ihn die Freunde wieder, indem sie ihm versicherten, nach seinem Außern müsse man ihn, wo nicht für einen französischen Tanzmeister, doch wenigstens für den akademischen Sprachmeister ansehen; worauf er wieder stundenlang expliciren konnte, welcher himmelweiter Unterschied zwischen ihm und einem alten Franzosen sei, und wobei er gewöhnlich den Freunden die ungeschicktesten Vorschläge rücksichtlich seiner Garderobe aufbürdete. Eine andre Fenstergeschichte erzählte Goethe später Eckermann (Gespr. II., 176). Wenn er mit Behrisch im Fenster lag und der Briefträger von Haus zu Haus ging und immer näher kam, nahm Behrisch gewöhnlich einen Groschen aus der Tasche und legte ihn neben sich ins Fenster. „Siehst du den Briefträger,“ sagte er dann zu Goethe, „er kommt immer näher und wird gleich hier oben sein. Er hat einen Brief an dich, und was für einen, feinen gewöhnlichen, einen Brief mit einem Wechsel — mit einem Wechsel! ich will nicht sagen, wie stark. Siehst du, jetzt kommt er. Nein! Aber er wird gleich kommen. Jetzt — hier, hier herein, mein Freund, hier herein! — Er geht vorbei? Wie dumm! o wie dumm!! Wie kann einer nur so unverantwortlich handeln! so unverantwortlich gegen dich und gegen sich selbst, indem er sich um einen Groschen bringt, den ich schon für ihn zurecht gelegt hatte und den ich nun wieder einstecke.“

Als sich Behrisch mit den neuen Freunden eingelebt hatte, suchte er dieselben auch abends im Weinhause auf, „wohin er jedoch niemals anders als in Schuhen und Strümpfen, den Degen an der Seite und gewöhnlich den Hut unterm Arm“ kam. Die Späße und Thorheiten, die er insgemein angab, gingen ins Unendliche. Mit vielem Behagen erzählt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ die Geschichte von dem Freunde, der den Kreis jeden Abend punkt zehn Uhr zu einem Stelldichein zu verlassen pflegte. Die jungen Leute vermiften ihn ungern, und Behrisch nahm sich an einem besonders lustigen Abend im stillen vor, ihn diesmal nicht wegzulassen. Mit dem Schlage zehn stand jener auf. Behrisch rief ihm zu, einen Augenblick zu warten, da er mitgehen wolle. Nun begann er auf die anmuthigste Weise erst nach seinem Degen zu suchen, der dicht

vor ihm stand, und dann geberdete er sich beim Anschlallen desselben so ungeschickt, daß er nie damit zu Stande kam. Und das alles machte er anfangs so natürlich, daß niemand Absicht dabei vermuthete. Als er aber, um das Thema zu variiren, zuletzt weiter ging, so daß der Degen bald auf die rechte Seite, bald zwischen die Beine kam, entstand ein allgemeines Gelächter, in das der Forteilende, gleichfalls ein lustiger Gesell, mit einstimmte, worüber denn die Schäferstunde vergessen wurde und eine ausgelassne Unterhaltung bis tief in die Nacht folgte. Als Goethe dieses Vorfalles gegen Eckermann gedachte, fügte er hinzu: „Ja, es war artig; es wäre eine der anmuthigsten Scenen auf der Bühne, wie dem Behrißch überall für das Theater ein guter Charakter war.“

Eines Tages wandte sich Goethe an Behrißch mit der Frage, was eigentlich Erfahrung sei; denn oft war dem jugendlichen Dichter rückfichtlich seines geselligen Verhaltens wie seiner Poesie gesagt worden, es fehle ihm an Erfahrung. Behrißch vertröstete ihn erst von Tag zu Tag und eröffnete ihm endlich nach vielen Vorbereitungen, die wahre Erfahrung sei ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrener die Erfahrung erfahrend erfahren müsse. Wurde Behrißch über solche Worte heftig gescholten und ausgelacht, so versicherte er, es stecke hinter denselben ein großes Geheimniß u. s. w. Es kostete ihn eben nichts, Viertelstunden lang so fortzusprechen. Wollte Goethe über diese Pöffen zweifeln, so behauptete er, daß er diese Art, sich deutlich und eindrücklich zu machen, von den neuesten und größten Schriftstellern gelernt, welche darauf aufmerksam gemacht, wie man eine ruhige Ruhe ruhen und wie die Stille im Stillen immer stiller werden könne. In späterer Zeit wurde Goethe mit einem Offizier bekannt, der den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte und als tüchtiger und erfahrener Mann gerühmt wurde. Der Begriff „Erfahrung“ war mit der Zeit in Goethes Gehirn „beinahe fix“ geworden, und so wandte sich der leidenschaftlich forschende an jenen wackern Mann mit derselben Frage, was Erfahrung sei, und erzählte demselben gelegentlich dabei jene pöffenhaften Worte von Behrißch. Der Offizier schüttelte lächelnd den Kopf und sagte: „Da sieht man, wie es mit Worten geht, die nur einmal ausgesprochen sind! Diese da klingen so neckisch, ja so albern, daß es fast unmöglich scheinen dürfte, einen vernünftigen Sinn hineinzulegen; und doch ließe sich vielleicht ein Versuch machen.“ Als Goethe weiter drang, fuhr der Offizier fort: „Wenn Sie mir erlauben, indem ich Ihren Freund commentire und supplire, in seiner Art fortzufahren, so dünkt mich, er habe sagen wollen, daß die Erfahrung nichts andres sei, als daß man erfährt, was man nicht zu erfahren wünscht, worauf es wenigstens in dieser Welt meistens hinausläuft.“ Als im Jahre 1830 der Salzbohrer in Stotternheim Goethe einen mißglückten Versuch, der „wenigstens tausend Thaler“ ge-

loftet hatte, meldete, begann derselbe: „Ich habe eine Erfahrung gemacht, die mir nicht verloren sein soll.“ Man begreift, wie diese Worte Goethe an die Leipziger Discussion mit Behriſch erinnern mußten.

Nicht ſo ſympathiſch wie mit Goethe verkehrte Behriſch mit ſeinem Bruder Heinrich, der denn auch weniger harmloſe Züge von ihm mittheilt: „Er, der ſo ſeine künſtleriſche Empfindung hatte,“ war nach Heinrichs Urtheil „blinder als ein Maulwurf,“ ſobald ein Vorurtheil mißsprach. „Ein Gedicht des Königs von Preußen wurde ihm, ohne daß erſ kannte, von Jemand vorgelegt, gegen deſſen Talente er eingenommen war (*J'ai vu le néant de ce monde etc.*); er fand es äußerſt ſchlecht und tadelte alle Bewörter, ſo beſtimmt und ſchöngemalt ſie waren. Eins der Meiſterſtücke der Poefie, welches Voltaire de main de maître nannte, war ſchlecht in ſeinen Augen, weil es ſeinen Bruder zum Verfaffer haben ſollte.“ Auch von Wolfgang's Zühorn erzählt Heinrich. Eines Abends waren beide im Apelfchen Garten und fuhren Gondel. Eine Kleinigkeit hatte Anlaß zu Meinungsverſchiedenheit gegeben, und Heinrich nannte ein Vorhaben ſeines Bruders einfältig. Da ergriff Wolfgang das lange Ruder und ſchlug mit voller Gewalt auf des Bruders Kopf zu, ſo daß denſelben nur eine ſchnelle Wendung des Oberkörpers vom Tode rettete. Uebrigens löhnten ſich beide beim Abendeffen wieder aus, Wolfgang geſtand ſein Unrecht ein, und eine brüderliche Umarmung beſchloß den Streit.

Rückſichtlich der Führung des jungen Grafen Lindenau theilt Goethe mit, daß Behriſch denſelben ſtets um ſich gehabt, ihn ins Colleg begleitet und zu den Partien mit den Freunden mitgenommen habe. Auch hierüber ſchreibt Heinrich, wie wir noch weiter unten ſehen werden, weniger anerkennend. Endlich löſte ſich das Verhältniß: die Veranlaſſung dazu wird wieder von Goethe anders als von Heinrich Behriſch angegeben. Goethe bringt den Vorfall mit einem Spottgedicht zuſammen, das, auf den Kuchenbäcker Hendel gemacht, von einem der Freunde zu einer Satire auf den „Medon“ des Profefſors Clodius, der wiederholt die Zielscheibe der Witze Behriſchs geweſen, erweitert worden war, und meint, daß auch wohl der Verkehr des ganzen Freundeskreiſes, zu dem ja auch der junge Lindenau zählte, in einem Garten, deſſen Beſitzerinnen in zweideutigem Ruſe ſtanden, dem Ruſe Behriſchs nicht förderlich geweſen ſein möge. Heinrich Behriſch weiß dagegen von einem ganz ſpeciellen draſtiſchen Vorfall zu erzählen: „Er hatte das Unglück, das gräßl. Lunde . . . Haus verlaſſen zu müſſen, einer Ohrſeige zuzuſchreiben, die er ſeinem Cleven gab, da er ſchon Uniform trug. Ein Bedienter, der unbefugter Weiſe den Fall Sr. Excellenz meldete, veranlaßte die ebenſo ſchnelle als lächerliche Relegation und dieſe war wieder die Urſache der Promotion meines Bruders in das fürſtliche Anh . . .

Haus.“ Und weiter heißt es: „Wäre damals ein Freund, Doctor Ap . . ., nicht meines Bruders Stütze gewesen, welches Loos hätte seine Rechnungsab- legung gehabt! Sorgloser als der Sorgloseste hatt' er nicht allein nie etwas aufgeschrieben oder von seinem starken Honorar gespart; er hatte sogar nie seinen Geldschrank verschlossen und die gewaltigen Defekte bemerkt; sein Anzug (den doch niemand bemerkte) hatte ihn immer viel und verschwenderisch angebrachtes Geld gekostet. Unbekümmert um Rechnung, von Musik und Gesellschaft blind eingenommen, hielt er seinem Eleven in allem Lehrer, worinnen er ihn selbst hätte unterweisen sollen . . .“

Für niemand war Behriſchens Abgang von Leipzig ſchmerzlicher als für Goethe. Er ſchreibt darüber in „Dichtung und Wahrheit“: „Der Verluſt eines Freundes wie Behriſch war für mich von der größten Bedeutung. Er hatte mich verzogen, indem er mich bildete, und ſeine Gegenwart war nöthig, wenn das einigermäßen für die Societät Frucht bringen ſollte, was er an mich zu wenden für gut befunden hatte. Er wußte mich zu allerlei Artigem und Schick- lichem zu bewegen, was gerade am Platz war, und meine geſelligen Talente heraus- zuſetzen. Weil ich aber in ſolchen Dingen keine Selbſtändigkeit erworben hatte, ſo fiel ich gleich, da ich wieder allein war, in mein wirriges, ſtörrisches Weſen zurück, welches immer zunahm, je unzufriedner ich über meine Umgebung war, indem ich mir einbildete, daß ſie nicht mit mir zufrieden ſei. Mit der will- kürlichſten Laune nahm ich übel auf, was ich mir hätte zum Vortheil rechnen können, entfernte manchen dadurch, mit dem ich bisher in leidlichem Verhältniß geſtanden hatte, und mußte bei manchen Widerwärtigkeiten, die ich mir und andern, es ſei nun im Thun oder Unterlaſſen, im Zuviel oder Zuwenig zugezogen hatte, von Wohlwollenden die Bemerkung hören, daß es mir an Erfahrung fehle.“

Nach allem, was Goethe ſelbſt darüber berichtet, war ſein freundschaftlicher Verkehr mit Behriſch von weſentlicher Bedeutung für ſeine dichterische wie für ſeine geſellſchaftliche Entwicklung, und die Bemerkung Elzes, daß Behriſch zu Goethe während deſſen Leipziger Zeit eine ähnliche Stellung eingenommen habe wie einige Jahre ſpäter Merck, iſt durchaus zu acceptiren, ja ſie wird uns noch glaubhafter werden, wenn wir Behriſch ſelbſt als Kritiker und Dichter werden näher kennen lernen.

Was war natürlicher, als daß der Dichter den ſcheidenden Freund auch dichterisch feierte? Er widmete ihm drei Oden, in denen ſich Achtung vor dem Freunde, Widerwille gegen Leipzig und die dortigen Verhältniſſe, Grimm gegen die böſen Zungen, die Behriſch angeſchwärzt hatten und Sehnsucht eigener Er- löſung aus dieſen Umgebungen in kräftigen Gedanken äußern. Im ganzen ſpürt man freilich von Goethes Eigenthümlichkeit noch wenig in ihnen.

In der ersten Ode erscheint Behrißch dem jugendlichen Dichter unter dem Bilde eines Baumes edler Art, dem ein glücklicheres Erdreich gebührt.

Verpflanze den schönen Baum,  
Gärtner! er jammert mich;  
Glücklicheres Erdreich  
Verdiente der Stamm.

Noch hat seiner Natur Kraft  
Der Erde aussaugendem Geize,  
Der Luft verderbender Fäulniß,  
Ein Gegengift, widerstanden.

Sieh! wie er im Frühling  
Lichtgrüne Blätter schlägt;  
Ihr Drangenduft  
Ist dem Geschmeiß Gifft . . .

Auch „der Raupe tückischer Bahn“ wird stumpf an den Blättern des edeln Baumes, und selbst im Herbst, da die Raupe der listigen Spinne des Baumes Unverwelflichkeit klagt und diese von ihrer Taguswohnung schwebend zum wohlthätigen Baume herüberzieht, kann auch sie nicht schaden;

Aber die Vielkünstliche  
Ueberzieht mit grauem Ekel  
Die Silberblätter;

Sieht triumphirend,  
Wie das Mädchen schauernd,  
Der Jüngling jammernd  
Vorübergeht.

In der zweiten Ode erscheint der Freund verleumdet und wird Leipzig verlassen.

Du gehst! Ich murre. —  
Geh! Laß mich murren,  
Ehrlicher Mann,  
Fliehe dieses Land!

Todte Sümpfe,  
Dampfende Oktobernebel  
Verweben ihre Ausflüsse  
Hier unzertrennlich.

Gebärort  
Schädlicher Insecten,  
Mörderhöhle  
Ihrer Bosheit . . .

Die dritte Ode spricht den Schmerz und Grimm des Dichters über den Verlust des Freundes aus und räth diesem, hinfort der Liebe und Freundschaft das Herz zu schließen, da überall der Neid wache. Dennoch will der Dichter den Freund nicht durch Klagen zurückhalten.

Sei gefühllos!  
 Ein leichtbewegtes Herz  
 Ist ein elend Gut  
 Auf der wankenden Erde.

Behriß! des Frühlings Lächeln  
 Erheitre deine Stirne nie;  
 Nie trübt sie dann mit Verdruß  
 Des Winters stürmischer Ernst.

Lehne Dich nie an des Mädchens  
 Sorgenverwiegende Brust,  
 Nie auf des Freundes  
 Elendtragenden Arm . . .

Gerne verließest Du  
 Dieses gehetzte Land,  
 Hielte Dich nicht Freundschaft  
 Mit Blumenfesseln an mir.

Zerreiß sie! Ich klage nicht.  
 Kein edler Freund  
 Hält den Mitgefangnen,  
 Der fliehen kann, zurück.

Der Gedanke  
 Von des Freundes Freiheit  
 Ist ihm Freiheit  
 Im Kerker.

Der Schluß der Ode weist darauf hin, daß Goethe selbst sich von Leipzig hinwegsehnt und die Zeit seines Abgangs nahe glaubt. Wahrscheinlich schrieb er die Oden zu Anfang des Wintersemesters 1767 und rechnete in seinen Versen nicht nach dem bürgerlichen, sondern nach dem akademischen Jahre.

Du gehst, ich bleibe.  
 Aber schon drehen  
 Des letzten Jahres Flügelspeichen  
 Sich um die rauchende Achse.

Ich zähle die Schläge  
 Des donnernden Rads,  
 Segne den letzten,  
 Da springen die Niegel, frei bin ich wie du!

(Fortsetzung folgt.)

